

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

E. Bardey: Die Franzosen im Havellande von 1806 bis 1808 nach zeitgenössischen Nachrichten.

## Die Franzosen im Havellande von 1806 bis 1808 nach zeitgenössischen Nachrichten.

Von Professor Dr. E. Bardey.

Die Quellen für die folgenden Nachrichten über die napoleonische Zeit sind hauptsächlich die Magistratsakten von Nauen und Fehrbellin, die Kirchenbücher der zwischen Brandenburg und Spandau liegenden Dörfer Pāwesin und Wustermark und die bezüglichen Kriegsakten des Königlichen Geheimen Staatsarchivs zu Berlin.

Aus der Zeit vor dem eigentlichen Ausbruch des Krieges von 1806, wo das preussische Heer bereits mobil gemacht war, der König Friedrich Wilhelm III aber noch zauderte, den Krieg an Napoleon zu erklären, stammen die Nachrichten über eine Lieferungsaffaire der Stadt Nauen, die sehr bezeichnend für die Zeitverhältnisse sind und beweisen, in wie bedenklicher Weise schon von vornherein der ganze Kriegsapparat damals funktionierte.

Als nämlich der Stadt vom Landrat von Bredow auf Senske Lieferungen anbefohlen wurden, weigerte sie sich zu gehorchen und legte unter dem 16. Januar Beschwerde ein beim Kriegs- und Steuerrat von Lindenau zu Lindow. „Weil,“ heisst es in dem Schreiben, „sich inmittelst der politische Himmel aufzuklären und der Friede nahe zu sein schien, und überhaupt weil wir uns leicht vorstellen konnten, die höchsten Landeskollegia würden ohne Anregung der Städte von selbst schon geneigt gewesen sein, die so sehr gesunkenen kleinen Städte durch solche exhaurierende Lieferungen nicht vollends zu erschöpfen, und nie irgend eine Verfügung wegen einer Lieferungsleistung von Ew. p. erging, so erachteten wir die Sache vor beigelegt.“ Das Schreiben schliesst mit der Bitte an von Lindenau „sich der Bedrängtheit anzunehmen“ und „geneigttest zu melden, ob andere Städte dero Kreises der Lieferungslast unterlegen, und wie sie solche dekretiert haben.“

Muss diese Reklamation für uns bei unsern heutigen Begriffen von Mobilmachung und Kriegführung schon Befremden erregen, so thut dies

noch mehr die über Erwarten gelinde Antwort des Kriegsrats v. Lindenau, welcher Gelegenheit nimmt, die Massregeln der Regierung beim Nauener Magistrat erst ausführlich zu begründen, um in aller Güte und Freundschaft zu erlangen, was im Kriegsfall eigentlich selbstverständlich war. Er wies also unter dem 18. Januar den Nauener Magistrat darauf hin, „dass S. Königl. Majestät Allerhöchst Selbst bei den bedrängenden Umständen zu beschliessen geruht hätten, die auf den Kriegesfuss gesetzte Armee durch Naturallieferung vom ganzen Staat verpflegen zu lassen, und hiezu ein jeder Acker- und Wiesen-Grundbesitzer, er sei, wer er wolle, von Adel, Geistlicher, Domänen- oder anderer Pächter, Bürger und Bauer, ohne Rücksicht auf irgend ein Privilegium oder Exekution liefern solle, daher denn auch alle Immediatstädte zu dieser Lieferung ohne Widerrede beitragen müssten. Die allgemeinen Verteilungsprinzipia dieser Lieferung seien die totale Aussaat. Da nun sogar die Adligen, die Prediger, die Domänenpächter und alle andern Immediatstädte des Staats sich dieser Lieferung nicht hätten entziehen können, und einige wegen versagter Lieferung sogar mit Exekution dazu angehalten seien, so werde Ein Edler Magistrat wohl selbst einsehen, dass die Stadt Nauen sich der Lieferung nicht entziehen könne, . . . er könne bei den gegenwärtigen Umständen, da die Verpflegung der Armeen noch notwendig und unerlässlich sei, nicht vermuten, dass solche aufgehört habe. Die Immediatstädte Ruppin und Wusterhausen hätten schon nach der Aufforderung des Herrn Landrats v. Zieten ihre Lieferungen geleistet. Die Lieferung wäre auch an und für sich selbst nach dem Betrage der Aussaat nicht so sehr drückend, dass nicht ein jeder Acker- und Wiesenbesitzer seinen Beitrag leisten könnte. Die beiden schon angeführten Immediatstädte hätten gleichfalls nach dem Betrage der Acker- und Wiesenbesitzer ohne Ausnahme die Lieferung aufgebracht; daher sich die Stadt Nauen dem allgemeinen patriotischen Eifer, die Armee zu verpflegen, um so weniger entziehen könne, als diese Verpflegung eine Kriegslieferung sei, . . . die Gegenvorstellung sei nutzlos.“

Damit war die Affäre noch nicht abgethan, der Kriegsrat v. Lindenau zog vielmehr auch noch den Landrat v. Bredow zur Rechenschaft wegen seines Vorgehens gegen Nauen. Ich finde im Geh. Staatsarchiv das ausführliche Rechtfertigungsschreiben v. Bredows, gegeben Pessin, den 21. Januar 1806, in welchem es heisst: „Nachdem ich Befehl erhalten hatte, für die Verpflegung mehrerer Regimenter im Kreise Sorge zu tragen, so benachrichtigte ich die beiden Magistrate von Brandenburg und Nauen davon und machte sie aufmerksam, dass es ihr eigener Vorteil wäre, mit der Einteilung der Lieferung vorzugehen, indem in ersterem Orte die Fourage für das Regiment Jung v. Lewisch selbst verbraucht und der Anteil von Nauen für die in der Nähe kantonierenden Dragoner-Regimenter v. Herzberg und Manstein angewandt

werden könnte. Dahingegen beide Städte im Fall, dass die Regimenter eine andere Bestimmung erhielten, in Gefahr wären, ihre Fourage-Quanta nach entfernteren Orten verfahren zu müssen. Es ist mir bekannt, dass dies besonders drückend für die Städtebewohner sein würde, indem dort der Acker in unendlich viele Teile zerstückelt ist, manche Ackerbesitzer ihre Anteile für Geld bestellen lassen und kein Gespann halten, also für den Transport vielleicht mehr geben müssen, als der Wert der gelieferten Fourage beträgt. In der gewissen Voraussetzung, dass in Nauen geschehen sei, was der Magistrat in Brandenburg sogleich bewerkstelligt hatte, schrieb ich, obgleich ich auf beide Schreiben keine Antwort erhalten hatte, für das Dragoner-Regiment v. Manstein eine für das ganze abzuliefernde Quantum der Stadt Nauen nicht unverhältnismässige Lieferung aus und glaubte der Stadt dadurch gefällig zu sein, indem ich so wenig wusste, dass dort an keine Repartition gedacht sei, als dass man sich noch schmeichele, von dem Beitrage ganz befreit zu werden. Die Gegend, wo die beiden Kavallerie-Regimenter stehen, hat grösstenteils ihren Anteil abgetragen, und einige Ortschaften selbst schon mehr gegeben. Die Wege sind böse, und das Regiment v. Manstein besonders liegt am Ende des Kreises, ein grosser Teil der Ortschaften ist mit der Lieferung nach Charlottenburg beschäftigt, andere hingegen mit den Mehlfuhren von Spandau nach Belitz, sodass ich nicht füglich anders handeln konnte und mir nur auf diese Weise zu helfen wusste. Nauen ist eine der ansehnlichsten Ackerstädte, hat Heu und Stroh in Überfluss; es war also nicht zu erwarten, dass, wenn die Einteilung einmal gemacht war, es an etwas fehlen sollte. Ich glaube nicht nur alles, was meine Vorschriften besagen, sondern in Rücksicht auf die Stadt Nauen auch noch mehr gethan zu haben. Die Verlegenheit ist da, ich soll das Futter für die Regimenter schaffen. Die entfernteren Dorfschaften kommen zumteil nicht von der Landstrasse, während in der Nähe in Nauen gleichsam ein Magazin ist.“

Wenn man bedenkt, dass diese langwierigen Verhandlungen, ob eine Stadt Kriegslieferungen zu leisten habe oder nicht, zu einer Zeit geführt wurden, wo Napoleon bereits seine Kriegsvölker südlich des Thüringerwaldes sammelte, so wird man zur Erkenntnis einer der wichtigen tieferen Ursachen der kommenden unglücklichen Ereignisse geführt. Nauen stand mit seiner Sünde keineswegs vereinzelt da. V. der Goltz führt in seinem interessanten Werk „Rossbach und Jena“ (um 1883) zahlreiche ähnliche Beispiele an. Neben der Armeeleitung trug das ganze preussische Volk die Schuld mit, welches damals nicht wie in unseren Tagen den Krieg durch Hülfeleistungen in der Heimat in aufopfernder Weise mitzuführen sich bewogen fühlte. Es sollte eben erst durch das Unglück aufgerüttelt und zu besserer Einsicht geführt werden.

Das Unglück schritt nur allzu schnell. Am 14. Oktober wurden die Entscheidungsschlachten bei Jena und Auerstädt geschlagen, durch welche die preussischen Armeen wie vom Erdboden weggefegt wurden. Zehn Tage später standen die Franzosen in Berlin. Gleichzeitig begann das Einrücken grosser Heeresmassen in Brandenburg und in das Havelland. Der Urgrossvater des Herausgebers schrieb damals drastisch in seine Hauspostille: „Gedenke, o Mensch, am 25. Oktober des Einmarsches der Franzosen in Brandenburg, dieser Spitzbuben und Räuber gegen alle Unterthanen Deutschlands.“ Es war zuerst der Marschall Bernadotte mit seinen wenig civilisierten Scharen, der mit 22 000 Mann von Brandenburg aus über Pāwesin, Nauen und Börnicke quer durch das Havelland zog, um den fliehenden Prinzen Hohenlohe in der Richtung auf Prenzlau zu verfolgen.

Ueber seine Erlebnisse während des Durchmarsches dieser Truppen giebt der damalige Pfarrer Spieker zu Pāwesin durch Aufzeichnungen im Kirchenbuch, das mir vom Pastor Nürnberg in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt worden ist, eine ausführliche Schilderung, die uns lebhaft mitten in die Verhältnisse hinein versetzt. Sein Bericht lautet:

„Wie es mir bei der feindlichen Invasion 1806 ergangen.“

Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena am 14. Oktober 1806, deren Kanonade man hier hören konnte, waren die Landstrassen überall mit Flüchtlingen und Equipagen angefüllt. Am 21. kamen flüchtige Studenten aus Halle, am 23. ein Kriegssekretär Reimann, am 24. ein Unteroffizier und Gemeiner von den Schimmelpfennigschen Husaren, am 25. ein Feldprediger vom Regiment Kaufberg aus Danzig zu mir und brachten die traurigsten Neuigkeiten.

An eben demselben Tage marschierten die Korps der Marschälle Ney und Bernadotte, die bei Barby die Elbe passiert hatten, in Brandenburg ein, während Napoleon selbst mit seiner Armee in Potsdam, Berlin, Charlottenburg und Spandau einrückte. Den 26. predigte ich wenigen Zuhörern und empfahl unser Dorf dem göttlichen Schutze; denn es war gewiss, dass die Feinde auf ihrem Marsch nach Nauen das Dorf passieren würden. Als ich aus der Kirche trat und noch alles ruhig war, empfahl ich mich abermals der göttlichen Barmherzigkeit und stärkte mich im Vertrauen auf Gott mit den Worten: „Hat er es denn beschlossen u. s. w. — mannhaft widerstehen.“ — Ich ging in die Pfarre, legte meine Uniform ab und eine graue Pekesche nebst Pudelmütze an.

Nun sprengten zwei Husarenoffiziere bei dem Schulzen vor und verlangten Nachricht und Auskunft über das Korps des Prinzen von Hohenlohe, der über die Elbe und Havel bei Tangermünde und Rathenow gesetzt war und nach Stettin retirierte, wovon freilich der Schulze nicht

das geringste wusste, daher denn auch die ihm auf die Brust gesetzten Säbel nichts herausbringen konnten.

Nach dem Abgang der Offiziere füllten sich die Landstrassen mit Feinden, und die Kavallerie ging durch, wovon viele in das Dorf stürzten und Lebensmittel und andere Sachen, sonderlich Pferde, raubten. Zwei Husaren sprengten auf die Pfarre. Der eine, ein Trompeter, verlangte du vin, und erhielt eine Flasche. Dann verlangte er Geld, und ich reichte ihm 1 Thlr. Münze dar, den er mir mit einer spöttischen Miene und den Worten „o pasteur!“ verächtlich vor die Füsse warf. Zuletzt forderte er pain blanc avec des confitures, auch das wurde ihm gegeben.

Der andere Husar forderte mit Ungestüm von meinem Meier ein Pferd und that auf dessen Anfrage, ob das Pferd für einen Boten sollte, einen Hieb nach dem Kopf desselben, der aber, weil er schnell zurücksprang, den Stiel der Kirchhofsthüre traf. Nun dachte ich: „Der Anfang ist gut, wie wird das werden?“ als plötzlich beide messieurs lange Häse machten und in der grössten Eilfertigkeit vom Hofe jagten, um das cedo majori zu spielen und einem neuen Auftritt Platz zu machen.

Der Marschall Bernadotte oder der Prinz von Ponte Corvo erschien nebst seinem Generalstabe.

Ich stürzte sogleich aus dem Hause ihnen entgegen und machte ihnen mein Bewillkommenskompliment. Sie stiegen ab und gingen nebst einem Schwarm von Offizieren und Dienern in die Pfarre. Sogleich zogen sie eine Karte hervor, ich reichte ihnen eine weit speziellere, und sie orientierten sich aus derselben von ihrer jetzigen und des Prinzen von Hohenlohe Stellung, auf den sie Jagd machten (!?)\*).

Sie legten mir viele Fragen über die nächsten Städte, Wege und deren Beschaffenheit und Entfernung vor, die ich, so gut ich es wusste und konnte, mit aller Unbefangenheit zu ihrer Satisfaction beantwortete. Kurz, ich fand Gnade vor ihren Augen.

Während dieses Examen vorging, liessen sich 20 ihrer Pferde meinen Hafer und Heu trefflich schmecken, und des Prinzen Koch und Bediente bereiteten für ihn ein dejeuner von Eiern und Schinken und trieben in Küche und Speisekammer und überall „pour passer le temps“ allerlei lustigen französischen Unfug, in der Stube aber herrschte respektvolle Stille.

\*) Dies nicht ausdrücklich geforderte, sondern freiwillige Überreichen der Landkarte durch den Pfarrer erscheint in milderem Lichte nur dadurch, dass der Pfarrer sich in der Angst seiner Handlungsweise gar nicht bewusst gewesen zu sein scheint, denn sonst hätte er diesen Umstand nicht selbst mit niedergeschrieben. Er war eben geradeso ein Kind seiner Zeit wie die Kommandanten, welche die grossen Festungen ohne Not übergaben, um dadurch die Gnade des Siegers für das Land zu erwirken. Warnende Beispiele für alle Zeiten! Im übrigen ist das Benehmen des Pfarrers höchst achtungswert, und es ist sehr anerkennenswert, dass er seine Gemeinde in der gefährlichen Zeit so zusammengehalten hat.

Ich erkundigte mich, wer denn meine hohen Gäste eigentlich wären, und man nannte mir den Prinzen von Ponte Corvo als den Kommandeur-Feldmarschall des Korps von 20 000 Mann, den Divisionsgeneral Berthier du Pont Mousson und den Gr. de Genie Eblé, nachmaligen Kommandanten in Magdeburg. Nun machte ich dem Prinzen das Kompliment, dass, ob ich gleich das traurige Schicksal meines unglücklichen Vaterlandes tief fühlte, ich es doch für meine Person für ein besonderes Glück und Ehre hielte, dass ein so berühmter grosser General unter meinem Dache eingezogen wäre. Das nahm er sehr gnädig auf, neigte sein Haupt gegen mich, hob seinen gewaltigen Plümenhut und offerierte mir ein Glas Wein, welches ich mit dem Toast eines glücklichen Erfolges seiner vorhabenden Jagd ehrerbietigst leerte (?!). Das wurde abermals mit einer gnädigen Beugung des Hauptes und Abnahme des Hutes erwidert, und nun sollte ich mit ihm frühstücken, was ich aber ablehnte. Die Generale assen und tranken aus der Faust, was sie mitgebracht hatten, und betrogen sich ungemein artig.

Nun erschien der Schulze Gantzer mit dem kläglichen Geschrei: „Sie haben mir meinen grossen Stall Pferde weggenommen,“ und erhielt den leidigen Bescheid: „Lieb Mann, zeik an, wer sie hat kenommen, sollt bekomm wieder!“ Das konnte er nun nicht, und also bekam er sie nicht wieder.

Ein Jude erbot sich, dieselben für ein Douceur von 50 Thalern wieder herbeizuschaffen, er empfing das Geld und brachte keine Pferde. Die Frau Schulze wollte einen abermaligen Versuch machen, sie noch einmal für 50 Thaler an sich zu kaufen und dies Geld von ihrem Bruder zu borgen, doch der war klüger denn sie und schlug es ihr ab.

Ein Stoss in die Trompete, und alles stieg zu Pferde. Der Prinz verweilte noch ein paar Minuten, zog seine Börse, legte einen doppelten Napoleondor auf den Tisch und liess mir durch seinen Dolmetscher, um meinem Dank auszuweichen, sagen, dass es ein Souvenir sein sollte. Viel von einem Feinde! Dies Goldstück, so selten in seiner Art, von einer so hohen Person und unter solchen Umständen gegeben, will ich auf meine Kinder zum Andenken vererben, doch aber den Betrag desselben zu Suppen für die Armen in Berlin bestimmen, wie solches auch geschehen ist.

War es nun Mitleid mit meinem 73jährigen Alter, oder wusste er, was nach seinem Abzuge kommen würde, er hinterliess mir aus eigenem Antriebe eine Sauvegarde, die nach einer halben Stunde wieder abging und sich für 30 Minuten Schutz 5 Thaler zahlen liess. Das beste war, dass während dieser halben Stunde mein Meier seine beiden Stallpferde retten konnte, die bisher unter den Pferden der Generalität auf dem Hofe unangetastet gestanden hatten.

Während der Prinz und dessen Generalstab das Frühstück bei mir

einnahmen, von 10— $\frac{1}{2}$ 12 Uhr, waren einige Regimenter Kavallerie des Korps vorbeigezogen, hatten das Dorf überschwemmt und Plünderung und allerlei Gewaltthätigkeiten begangen. Als aber die Infanterie folgte, kam es viel ärger, denn die fiel von hinten und vorn in die Häuser ein wie eine Wasserflut, zogen den Einwohnern die Kleider ab, nahmen ihnen die guten Röcke, langen Hosen, Stiefel, Hemden und Tücher, nahmen ihnen das Geld ab, suchten es überall hervor und raubten es, wo sie es fanden. Brot, Schinken und Speck zierten die Bajonette ihrer Musketen. Die Mus-, Schmalz-, Butter- und Honigtöpfe, Gänse, Hühner, Tauben und Schweine trugen sie entweder selbst in den Händen fort nebst Bier- und Branntweimbouteillen oder zwangen die Mannspersonen, es ihnen nachzutragen oder nachzufahren. Herden von Schafen, Kühen und Ochsen wurden der Armee nachgetrieben. Das Vieh retirierte sich in die Brüche und Wälder, die Menschen versteckten sich auf Heuböden und Ställen oder entflohen.

Wie natürlich, wurde auch mein Haus nicht verschont. Die Feinde strömten aus und ein. Ich hielt nichts verschlossen, damit nichts zer schlagen würde, und so nahm man, doch ohne Mishandlungen und Gewaltthätigkeiten an mir und den meinen zu verüben, alles, was ihnen anstand und beliebte. Brot, Schinken, Speck, Würste, Branntwein, Tabak, Butter, Honig, Schmalz, Bier. Was nicht vorher gerettet und über Seite gebracht war, trug man fort. Kisten und Kasten, Stuben und Kammern, Boden und Keller wurden durchsucht und das beliebige genommen. So folgten der Armee Hemden, Tücher, Strümpfe, Handschuhe, Tabakspfeifen, Dosen, spanische Rohre, 8 silberne Ess- und 6 Theelöffel, 15 fette Gänse, 25 Hühner, 8 paar Tauben.

Während dieses Gräuels der Plünderung kamen von Zeit zu Zeit Offiziere, alles mitleidige Seelen voller Teilnahme und dem besten Willen zu helfen und zu schützen. Sie teilten das wenige, was sie hatten, wenn es auch nur ein Schnittchen Brot oder eine Knackwurst, ein Schluck Wein oder Branntwein war, mir und den meinigen mit und stärkten uns dadurch.

Zuweilen trieben sie die Plünderer oder die Griepers, wie sie diese nannten, mit grosser Autorität aus der Pfarre, andere aber als Polizei-offiziere wurden nicht respektiert. So schützte ich durch ihren Beistand mein Meierhaus und zweimal die Kirche vor dem Aufbruche.

Einer von ihnen fragte, was das für viele Frauen wären, die sich in meiner kleinen Stube befänden, und erhielt von mir zur Antwort: „Es sind Bauernweiber, die, aus ihren Häusern vertrieben, bei mir, ihrem pasteur, Schutz und Brot suchen. Da ging er zu ihnen hinein, legte der einen ein halbes Kommisbrot auf den Schoss mit den Worten: Voilà, partagez, mangez!

Als meine Töchter bei den vielen Schüssen, die im Dorfe geschahen,

erschrocken zitterten und weinten und Feuersgefahr besorgten, sprachen die Offiziere, sie beruhigend und tröstend: „O wein nicht, schiess nur daub!“ Ja, als sie schon wieder zu Pferde gestiegen waren, liessen sie sich durch ihre Bitten bewegen, wieder abzusetzen und noch  $\frac{1}{2}$  Stunde zu unserm Schutz zu bleiben. Dies ihr artiges Betragen, welch einen Kontrast macht das gegen die Brüskerie vieler unter den Offizieren unserer Armee?!

Den ganzen Nachmittag strömten die Feinde, als wenn es eine Heerstrasse gewesen wäre, über den Kirchhof, Pfarrhof und Garten zu Fuss und Ross mit ihren Bajonetten, mit Brot und Lebensmitteln gespickt, und viele von ihnen, vor meinen Fenstern vorbeipassierend, nahmen einen ihnen dargereichten kühlen Trunk und Brotrinden dankbar an. So näherte sich allmählich der Abend. In meinem Hause waren alle Thüren, Spinden, Kisten und Kasten offen. Die Stube selbst war mit Stroh, Papieren, Knochen, Scherben, verschüttetem Bier und Wasser angefüllt, die Tische garniert mit leeren Kruken, Weinbouteillen und Branntweinsgläsern und Krumen von Brot und Semmel. Ein paar gerettete Brote, etwas Bier und Ertoffeln waren der Lebensvorrat, den man klüglich verleugnen musste. Im Dorfe machten nun die Traineurs der Armee bonnes chairs, und da sie keinen Wein hier fanden, wonach sie so begierig waren wie ein Kind nach der Muttermilch, so holten sie ihn aus Bagow aus den adligen Kellern. Um 6 Uhr abends fuhren drei Leiterwagen, mit allerlei Tüchern beladen, welche die Kaufmannschaft in Brandenburg hatte zusammenbringen müssen, unter Bedeckung von 1 Offizier und 6 Mann auf meinen Hof und machten Quartier. Die Tücher wurden in meiner kleinen Stube abgeladen, und ein mitgebrachter halber Hammel in Zeit einer halben Stunde zum roti und bouillon fertig gefeuert und verspeist. Ich und die Meinen hatten die Ehre, zur Tafel gezogen zu werden, allein es blieb uns allen in der Kehle stecken. Denn bei den Ängsten und Schrecken der Seele, den Strapazen des Leibes und der sonderbaren Empfindung, vom Feinde gespeist zu werden, verging aller Appetit zu rohem Fleisch, so gross auch der Hunger war.

Nach dem Essen legte sich der Offizier in das ihm aufgedrungene Bett meiner Frau, nahe bei seinen Tüchern, die er wie ein Argus hütete, die Soldaten aber auf eine Streu, und zu ihren Füßen sassen zwei Weiber, die sich aus dem Dorfe zu mir retiriert hatten. So gingen wir denn um neun Uhr zu Bette und wollten der höchst nötigen Ruhe pflegen, aber wie wäre das bei Befürchtung einer Feuersgefahr möglich gewesen! Denn in der Reismiete beim Eingang des Dorfes wurde bivouaquiert, d. h. gebraten, gekocht und übernachtet. So lagen wir mit unausgezogenen Kleidern, die mit Geldrollen gespickt waren und hörten den unaufhörlichen Lärm im Dorfe. Um 10 Uhr schallte plötzlich die

Stimme meiner hochschwängern Pächtersfrau: „Ach Herr Gevatter, was soll ich doch machen, im Hause ist alles voll von Franzosen, und voller Knechte, die das Tuch gefahren haben.“ Der Offizier, für seine Tücher besorgt, ich und meine Frau fuhren aus den Betten mit dem schrecklichen Gedanken: „Ha, die wird hier gebären wollen, das fehlte noch!“ Nun sprach ich: „So bringt euer Bett herbei und bezieht die Kammer meiner Magd (die bei Annäherung der Feinde die Flucht ergriffen hatte), quartiert euch da und seht, wie ihr die Nacht zubringt.“

Der 27. Oktober brach endlich nach überstandener schrecklich durchwachter Nacht an. Meine gute Einquartierung zog ab, ohne etwas mitzunehmen. Aber an diesem Tage sollte nun auch die Artillerie und der Train de bagage durch das Dorf defilieren, das ärgste und traurigste Schicksal war also noch zu erwarten.

Wir retteten und verbargen die noch übrig gebliebenen Viktualien und andern Sachen, wobei ich einen Fall auf das Kreuz that, den ich ein Vierteljahr hernach noch spürte. Gegen Mittag kamen die Feinde, und die Plünderung ging wieder an. Auch an diesem Tage schützten mich die Offiziere, die von Zeit zu Zeit auf der Pfarre einkehrten, und behandelten mich sehr artig. Einige Männer und Frauen aus dem Dorfe kamen zu mir und wurden von mir getröstet und mit Kaffee erquickt. Schon am vorigen Tage hatten sich viele Einwohner geflüchtet, nun aber, da sich am Abend alle Häuser mit Feinden füllten, die die Nacht über ihr Gräuelwesen trieben und ihre Wagen mit dem Raub bepackten, entflohen auch die übrigen, und nur wenige Frauen und Töchter blieben zurück und verbargen sich, so gut sie konnten. Des Nachmittags um 4 Uhr erschienen 4 Franzosen und präsentierten mir ein von ihnen selbst geschriebenes Billet: „Ein Wagen mit 4 Pferden für den General!“ — „Messieurs,“ sagte ich, „ich bin der pasteur, und einen Wagen zu schaffen, ist nicht meines, sondern des bourgemaîtres Amt.“ — „Bourgemaître nit ist da.“ — „Das weiss ich, die Armee hat ihn mitfortgeführt, und ausser mir ist im ganzen Dorfe keine Mannsperson und Pferd und Wagen.“ — „Gehe Du mit zum bourgemaître.“ — „Das will ich wohl thun, aber herbeischaffen kann ich ihn nicht.“ — Ich ging also mit ihnen nach dem Schulzenhof, und die Weiber im Dorf schrieten jämmerlich hinter mir her: „Ach, da führen sie nun auch unsern alten Papa fort!“ Der bourgemaître war nicht in dem überall offenen und geplünderten Hause zu finden, mithin sollte ich mit aller Gewalt bourgemaître sein und den verlangten Wagen schaffen. Ich stellte zwar ganz höflich die Unmöglichkeit vor, sie aber nahmen keine raison an und fluchten und tobten.

Nun wurde auch ich hitzig. „Messieurs,“ rief ich, ihnen die flache Hand vorhaltend, „ist hier ein Wagen, so nehmt ihn, ist hier keiner, so werdet ihr auch im ganzen Dorfe keinen finden.“ — „O boucher, sacre

Dieu!“ — „Doucement messieurs, so hat mich euer Prinz von Ponte Corvo, der gestern bei mir dejeuner hat, nicht behandelt, sondern ist meinem grauen Haupte, — hier nehme ich die Mütze ab — mit aller Ehrfurcht begegnet, und enfin, wo ist euer General, der den Wagen verlangt? Führt mich zu ihm, ich will ihn sprechen, mit dem will ich besser fertig werden, als mit euch!“ — „O sacre Dieu. Boucher maudit!“ Und nun zogen sie ab. — Gott sei gelobt, der mir den Mut gab und alles so glücklich gelingen liess.

Gegen Abend kehrte ein Soldat vom 93. Regiment ein und sagte mir Abendessen und Quartier an auf 1 Wagenmaitre, dessen Frau und 5 Mann. „Vous me serez bien venus, mais d'apporter de quoi manger et vivre, cela votre soin.“ Mir war bei der Sache nicht wohl zu Mute, denn die französischen Damen hatten sich eben nicht von der besten Seite gezeigt. Das Weib musst du gewinnen, und gelingt es dir, so wirst du mit den Kerls wohl fertig werden. Die Männer kamen voraus, tout brusquement. Als die Dame erschien, ging ich ihr auf dem Hof entgegen, bewillkommnete sie höflich und galant, und sie bei der Hand in das Haus führend, wie ein 73jähriger Greis nur immer konnte, empfahl ich mich ihrer Protektion. „Soyez sans peur, je suis protestante du pays de Vaud en Suisse.“ — Also etwa aus Genf oder Lausanne? — „Oui, de Lausanne, c'est ma patrie. Sind sie in der Schweiz gewesen?“ — „Nein.“ — „Und kennen doch das Land so gut?“ worüber sie eine grosse Verwunderung zeigte. Ich introduzierte sie in die Küche, wo sie die mitgebrachten 6 Hühner selbst bereitete. Ich machte zwischen ihr und meinen Töchtern, die ihr helfen und zutragen mussten, den Dolmetscher. Die Suppe war in aller französischen Geschwindigkeit fertig, der Tisch serviert und ich und meine Familie zur Tafel gezogen. An diese Suppe, wie herrlich sie schmeckte, wie sie uns labte, werde ich mein Lebtag denken, denn sie war in 48 Stunden die erste Mahlzeit.

Da möchte nun eine komische Muse das Nachtlager beschreiben! In der grossen Stube lagen auf Unterbetten, mit matins zugedeckt, die Bedeckung des Raubwagens, 5 an der Zahl, und Herr Wagenmaitre und Madame, doch die letztere in einem vollständigen Bett, welches ihr meine Galanterie aufgeschlagen hatte, welche gebührend zu erwidern, sie die Räuberbande in Respekt hielt. In der obern Stube logierten 1 Trompeter und 1 Chasseur, so bescheidene edle Soldaten, wie ich nie gesehen, die alles, was ich ihnen reichte, als eine Gnade ansahen. Beim Abzuge beschenkten sie mich mit 1 Pfund Zucker.

In der kleinen Stube lagen 9 Dorfschönen auf Betten an der Erde, die ganze Nacht über mit offenem Munde musizierend. Ich und die Familie aber mitten unter ihnen und genossen des hellen Mondes Licht und der Illumination, die das Biwak in der brennenden Reismiete

machte; aber schlafen, wer konnte das bei so bewandten Umständen? Bloss die morschen Glieder ruhten.

Am 28. Oktober zog die Raubbande ab, ohne das mindeste mitzunehmen; das waren die Folgen der Gnade, die ich in den Augen der Madame la Wagenmaitre gefunden! Sie beschenkte mich sogar mit Kaffee und Fleisch und der übrig gebliebenen Suppe. Die Gäste in der oberen Stube, die aus Bescheidenheit nur in einem Bette geschlafen, obgleich mehrere da waren, zogen ebenfalls in aller Stille unter vielen Danksagungen weiter. Die Dorfschönen gingen in die Lötze — ein Wiesenbruch, — melkten die Kühe und brachten die Milch als ein allgemeines Depot in die Pfarre.

Das erste Geschäft des Tages war, das Feuer in der Reismiete zu löschen. Ich ging in alle Häuser, besah die Gräuel der Verwüstung und Plünderung, tröstete und sprach Mut ein. Die Flüchtlinge kamen wieder ins Dorf und in die Pfarre, da sie hörten, dass Papa noch lebe und sein Haus die Arche Noäh gewesen. Nun gab ich ihnen ein grosses Gastmahl, einen grand Kaffee mit Syrup und der ins Depot gebrachten Milch. O wie herrlich ihnen der Kaffee schmeckte! Wie sie die erwärmten Bäuche strichen! Des Mittags war bei mir grosse Tafel; Mehlsuppe, reich an Milch und Hirse, wurde den Geringeren, eine Bouillon von der übriggebliebenen Franzosensuppe, wozu noch ein Stück Hammelfleisch kam, nebst Hirse, denen von Distinktion, und zum Nachessen 6 Metzen Pellkartoffeln aufgetragen und nun einmal wieder Bier getrunken. So sind, wie Sancho Pansa sagt, alle Übel, wenn man dabei nur Brot zu essen hat, wohl zu ertragen. Nun kehrte alles aus der Pfarre mit herzlichem Dank in die Häuser zurück und fing an aufzuräumen, zu reinigen, zusammenzusuchen, aufzurichten, was bei der Plünderung an die Erde geworfen, zerschlagen und zertreten und unter einander gemischt war, und freute sich dessen, was man noch gut und unbeschädigt fand. Bei der Plünderung hatte der Krüger am meisten gelitten, dessen Verlust weit über 1000 Thaler betrug. Er war der erste, der sein an der Landstrasse liegendes Haus verlassen musste, und der letzte, der es wieder bezog. Ich nahm seine unglückliche Familie, die durch die Dorfdiebereien vollends ausgeplündert worden war, mit den übrigen Sachen, die ich und die Meinigen zumteil gerettet hatten, in mein Haus und beherbergte sie 14 Tage lang, da die Frauensleute es nicht wagten, in ihrem Hause zu schlafen, weil immer noch einzelne Trupps der Armee nachfolgten und viele Exzesse verübten.

Damit nun die Einwohner sich dagegen schützen möchten, wurden Wächter am Eingang des Dorfes postiert, die bei Annäherung einzelner Haufen ins Hirtenhorn stiessen, auf welches Signal die Bauern bewaffnet zusammentraten und die Plünderer abwiesen.

Ich kann Gottes Erbarmen nicht genug preisen, dass er mich unter

den Feinden Freunde finden liess, mir einen Schutzengel nach dem andern zuschickte, mich gegen Mishandlung sicherte, nicht flüchtig werden liess.

Wie glücklich vor vielen meiner Amtsbrüder, die, mit Schlägen und Wunden übel zugerichtet, des Ihrigen beraubt wurden und Haus und Hof verlassen mussten!

Meinen Verlust kann ich nur auf 100 Thaler rechnen.

Diese Nachrichten des Pfarrers von Päwesin lassen sich aus andern Quellen vervollständigen.

Bernadotte zog weiter nach Nauen. In dieser Stadt waren einquartiert am 26. Oktober 1806 die Dragoner-Division des Generals von Savary, das ganze erste Armee-Korps des Prinzen von Ponte Corvo (Bernadotte), am 27. Oktober der Artillerie-Park des ersten Armee-Korps, am 28. ein Detachement vom 9. Regiment und 32. Regiment de ligne, am 8. November französische Infanterie, weiterhin, bis in den Monat Dezember, preussische Gefangene, die 4. Dragoner-Division des Generals Dahuc vom 4. Armee-Korps, schwedische Gefangene, Infanterie und Artillerie vom 4. Armee-Korps. — Nauen erlitt durch den Durchmarsch der französischen Truppen am 25. und 26. Oktober 1806 laut Rechnung Verluste an Getreide, Heu, Stroh, barem Gelde, Leinen-, Kleidungsstücken, Hausgerät, allerhand Vorräten, Vieh, Holz, Gold, Silber, anderm Metall und Uhren, in Höhe von 24 758 Thalern.

Am 18. Dezember 1806 machte der Kommandant von Wustermark und der umliegenden Gegend, Pardaillon, dem Stadtdirektor Sallbach und Kämmerer Krausnick als Vertretern des Nauener Magistrats und dem Landrat v. Bredow aus Senske und Oberamtmann Gleim aus Berge in Wustermark bekannt. „Ich bin von Seiner Majestät dem Kaiser von Frankreich und König von Italien als Kommandant von Wustermark und der umliegenden Gegend hierher gesetzt, um für die Bedürfnisse der nunmehr hier durchpassierenden Truppen von Frankreich, die der grossen Armee nach Polen folgen sollen, zu sorgen. Denn da kürzlich der Friede zwischen Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen und S. Majestät dem König von Sachsen geschlossen ist, so ist es der ausdrückliche Wille und Befehl des Kaisers, die Sachsen hinfort als Alliierte anzusehen und ihr Land in Zukunft soviel als möglich zu schonen. Zu dem Ende ist auch die bisherige Militärstrasse über Potsdam verändert worden und eine neue eingerichtet, die von Mainz über Frankfurt, Kassel, Göttingen, Halberstadt, Magdeburg, Ziesar, Brandenburg, Wustermark, Berlin und so fort nach Polen hin sich erstrecken wird. Ob nun gleich der nächste Weg von Brandenburg nach Wustermark eigentlich nicht über Nauen geht, so ist es doch bei der Kleinheit der Dorfschaften, die auf der Strasse von Brandenburg nach Wustermark liegen, unmöglich, dass die Stadt Nauen bei den verschiedenen Durchmärschen von aller Einquartierung

verschont bleiben könnte, zumal wenn beträchtliche starke Durchmärsche kommen möchten, da Nauen der einzige beträchtliche Ort in der Gegend von Wustermark ist. Ebenso wird auch Nauen nicht verschont bleiben können, wenn Truppen oder Gefangene aus Polen nach Frankreich marschieren oder transportiert werden, denn auch diese werden dieselbe Militärstrasse rückwärts nehmen. Was nun die Verpflegung dieser Truppen anlangt, deren Anzahl ich nicht angeben kann, so wäre es unbillig zu verlangen, dass Nauen und die Dörfer, welche auf der Strasse von Brandenburg nach Wustermark liegen, die Last allein tragen sollen, im Gegenteil muss der ganze Kreis zu den Lebensmitteln beitragen. Doch werde ich hierüber mit dem Landrat v. Bredow noch nähere Rücksprache nehmen“ . . . .

Vom 26. Oktober bis 27. Dezember 1806 hatte Nauen 270 Offiziere, 23 828 Mann und 6103 Pferde in Einquartierung. Schon die von den Franzosen auferlegten Lieferungen von Roggen, Gerste, Hafer, Stroh, Heu, Brot, Branntwein, Fleisch, Pferdegeschirr, Sättel, Wagenschmiere beliefen sich laut Rechnung auf 9807 Thlr. 9 Gr. 1 Pf. Im Ganzen hatte von Anfang bis zum 27. Dezember 1806 die Stadt Nauen, welche 382 Wirte, 78 Mietsleute und Auswärtige zählte, der französischen Einquartierung zu liefern, Rindvieh, Hammel, Schafe, Schweine, Kälber, Federvieh, Wein, Branntwein, Bier, Brot, Butter, Speck, Schmalz, andere Viktualien, Holz, Mannskleidungsstücke, Leibwäsche, Leinenzeug, Schmiede und andere Handwerksarbeit, Pferde, Ackerwagen, laut Rechnung im Werte von 38 120 Thlr. 22 Gr.; dazu kamen Verluste durch Brandschatzung, Plünderung, Loskaufungsgeld, auch an Gold- und Silbergeschirr, Frauenkleidungsstücken (1054 Thlr. 20 Gr.) Tischzeug, Gardinen, Betten, Haus- und Hofgerät, Säbel, Kutschen, Kaleschen u. s. w. im Werte von 10 942 Thlr. 18 Groschen.

„Uebrigens“, heisst es in einem Aktenstück vom 13. Februar 1807, „hat der Kreis zu allen diesen Lieferungen nicht das mindeste beigetragen, sondern die Stadt alles allein hergegeben und fürbringen müssen“. — Wegen der Bezahlung bestimmte der königliche kurmärkische Kriegs- und Steuerrat von Lindenau (Lindow, den 10. März 1807) fürs künftige, dass die Lieferanten wenigstens  $\frac{2}{3}$  ihrer Bezahlung in Papieren, und zwar möglichst in Seehandlungs-Papieren, und nur den geringsten Teil in Banko-Obligationen, ein Drittel aber in barem Gelde und auch grösstenteils in Münze annehmen sollten. — v. Lindenau machte (Lindow, den 12. August 1807) bekannt, auch der Stadt Nauen (die dazu aber bemerkte, dass die Verordnung auf sie keine Anwendung hätte, weil Requisitionen von ihr nie verweigert wären), letzteres wäre, nach einer Beschwerde der französischen Behörden, seitens verschiedener Gemeinden geschehen, die sich dafür auf den Frieden berufen hätten, der aber, nach der Versicherung der französischen Behörden die Bestimmung enthalte,

dass die für den Dienst der französischen Armee erforderlichen Requisitionen dennoch erfüllt werden müssten; es sei denn daher den Requisitionen der französischen Behörden zur Fortschaffung der Transporte zu genügen. — In einem Schreiben des v. Bredow-Senske, (vom 23. November 1807) heisst es wörtlich bezüglich der preussischen Gefangenen in Nauen: „Ich habe bei meiner letzten Anwesenheit in Berlin mich für sie zu verwenden Gelegenheit gehabt und Hoffnung erhalten, dass ihnen vielleicht einige Unterstützung von Seiten des Herrn Obersten von Lützwow verschafft werden wird.“ — Nach einer Bekanntmachung des v. Lindenau (Lindow, den 10. Oktober 1807) sollten in Hinsicht der französischen wie der alliierten Truppen keine Requisitionen ausser der reglements-mässigen Verpflegung respektiert werden, gemäss höchster Verordnung vom 1. Oktober dieses Jahres.

1808. In einem Bericht an das Komitee der kurmärkischen Stände zu Berlin vom 4. Mai 1808 schreibt der Magistrat von Nauen, „dass der hiesige Ort teils zur Bezahlung von Kontributionen, teils aber zur Bestreitung der andern Kriegskosten bis jetzt folgende Schulden kontrahiert habe: In fr. d'or 585 Thlr., in Dukaten 156 Thlr., in cour. 13 320 Thlr. und in Münze 2185 Thlr., in Summa 16 247 Thlr. Geld, courant und Münze. Da wir uns wegen der bezahlten Kontribution bisher durch Anleihen geholfen haben, so ist bisher von keinem Massstabe zur Aufbringung der Kriegssteuer allhier die Rede gewesen.“ — Nauen hatte vom 24. August 1807 bis 15. Juni 1808 nach einander Teile vom 24., 32., 96., 63., 95., 16. Regiment, 2., 5., Chasseur-Regiment und 4. Husarenregiment, im ganzen ca. 3296 Offiziere, 6287 Unteroffiziere, 71 869 Gemeine und Bediente und 8928 Pferde einquartiert (bei 382 Bürgern und auch 22 Buden etwa).

In ähnlicher Weise hatte die Stadt Fehrbellin zu leiden, wo während der Kriegszeit etwa 50 000 Mann verpflegt werden mussten, und wo die Kirche den Franzosen eine zeitlang zur Aufnahme der preussischen Gefangenen dienen musste.

Nunmehr kommen wir nochmals auf das Kirchenbuch von Päwesin als eine vorzügliche Quelle zurück, das noch zwei weitere Abschnitte von Kriegsaufzeichnungen aus der Feder des Pfarrers Spieker enthält. Handelte der erste Bericht von seinen persönlichen Erlebnissen, so giebt der zweite eine allgemeinere Schilderung:

„Wie es während des Krieges in unsern Gegenden hergegangen.“

Das Heer der Franken überschwemmte das Land wie eine Wasserflut. Bei Tangermünde, Barby, Wittenberg, Meissen und Dresden gingen sie über die Elbe. Napoleon zog in Berlin ein, der Marsch ging wie der Flug eines Adlers durch die Mark und Lausitz nach Pommern, Schlesien, Polen. Die kleinen preussischen Korps, die Festungen konnten die Feinde nicht aufhalten, und am Ende des Jahres 1806 standen sie

in Warschau und längs der Weichsel in einer festen Position und bewaffneten die abtrünnigen Polen.

So wurden Preussen und Polen der jammervolle Schauplatz eines verheerenden Krieges, in welchem nun endlich die langsamen Russen erschienen. Eine Legion von Kommandanten, Intendanten, Finanziers, Regisseurs und Kommis erfüllte das Land. Es wurden Militärstrassen angelegt, deren eine, wie schon erwähnt, von Brandenburg über Wustermark nach Berlin ging, Spandau zu einer wichtigen Festung gemacht, wozu das platte Land die Schanzarbeiter stellen musste, auch Magazine, Bäckereien und Schlächtereien angelegt und soviel als möglich gute Ordnung und Zucht gehalten.

Wie sich von selbst versteht, wurden grosse Kontributionen und allerlei Requisitionen ausgeschrieben und die angestellten Kommandanten wie Fürsten besoldet und verpflegt, wozu gerade die Prediger das meiste geben mussten, weil die Kommandantengelder nach der Proportion des Armeegeldes erhoben wurden. Der empfindlichste Druck war das unerhörte und unaufhörliche Fuhrwesen, wovon die Landstrassen wimmelten. Nach der Schlacht bei Eylau, wo die Franzosen sehr gelitten hatten, war eine Ergänzung ihrer Armee nötig, also marschierten ihnen nach die Rekruten, Bürschen von 14 bis 16 Jahren, weinend und unwillig, Italiener, Holländer und die Truppen des Rheinbundes. Der Durchmärsche war kein Ende, sowie auch des Zu- und Abfahrens der Kanonen, Gewehre, Munition und anderer Kriegsbedürfnisse.

Nun kamen auch die gefangenen Russen und Preussen an, viele Franzosen, die nach Frankreich zurückgingen, und eine grosse Menge Blessirter, die auf Wagen und Schiffen fortgebracht wurden. In Wustermark, welcher Ort durch die Durchmärsche unsäglich litt, wurde ein Kommandant eingesetzt, der vorhin erwähnte Pardaillon, ein wahrer Unhold, ein Gourmand, ein Harpax und Gelderpresser, und fürstlich nebst seinem Serail unterhalten. Was ein Skorpion der Haut ist, war er dem armen Lande. Er regulierte die Märsche und die Quartiere der Soldaten, besorgte das Fuhrwesen, zu welchem Ende ein Park von immer bereitstehenden Wagen allda angelegt wurde, die auch von den Adjunkten und Predigern gestellt werden mussten. Da wurden denn Tag für Tag einzelne Franzosen, und sogar öfters ganze Regimenter Franzosen, ins Land hinein- und herausgefahren und zu einem solchen Transport bisweilen vier bis sechshundert Wagen erfordert.

Der ganze Pferdestand würde zu Grunde gerichtet worden sein, wenn nicht Gott ein weide- und grassreiches Jahr gegeben hätte, dass diese gemisshandelten und stöhnenden Kreaturen sich immer wieder erholen konnten.

Hier war die Einquartierungs- und Fuhrlast zwar gross, und doch brachte der Krieg wohlfeile Zeiten ins Land; denn die Kornwucherer

fanden beim Kriege nicht den gehofften Vorteil, und die Preise gingen auf die Hälfte herunter. Aber in Polen kann keine Feder den Jammer beschreiben, da war ein wahres Chaos, alles wüste und leer, und die messieurs, die beim Hinmarsch Wein, Likör, Rum und Branntwein wie Wasser sofften, und nur Delikatessen, pain blanc, du roti, du bouillon fressen wollten, und Verderber der Nahrungsmittel waren, die ihnen nicht anstanden, mussten nun den bitteren Mangel und Hunger leiden, ehe sie wieder auf frische Weide in Preussen kamen.

Die Schlachten bei Eylau und Friedland, wo viele Tausende von beiden Seiten fielen, haben wenig ihresgleichen an Menschenverlust und Menschenelend. Napoleon konnte, obwohl er Sieger war, mit jenem Pyrrhus sagen: „Ich bin verloren, wenn ich noch eine solche Schlacht gewinne!“

Die Franzosen und Russen waren zwei Felsenmassen zu vergleichen, die sich so ungestüm aneinander rieben und stiessen, dass sie sich notwendig zermalmen mussten. Das sahen sie auch ein, und das bewirkte den Frieden zu Tilsit, wo das Cox fighting unter den bluttriefenden und ermatteten Streithähnen geendigt wurde. Sie sahen ein, dass sie sich nicht überwinden, aber wohl aufreiben würden. Daher der Friede. O ihr hartherzigen Erdengötter, ihr Länder- und Ruhmsüchtigen, nicht die Beherzigung des unaussprechlichen Elends der Menschheit, denn die ist und bleibt euch fremd, sondern eure egoistische Selbsterhaltung war das Triebrad des Friedens!

Du aber allein, barmherziger Gott und Vater der Menschheit, Deinem grossen Namen sei ewig Dank, dass Du ihnen diesen Frieden abgedrungen hast! Hättest Du nicht diese Tage verkürzt, so würde kein Mensch selig, d. i. erhalten worden sein. Dir allzeit sei Dank und Ehre!

Den Schluss der ausführlichen Darstellung im Kirchenbuch von Päwesin bildet ein dritter Abschnitt mit der Überschrift:

„Winterquartiere der Franzosen im Havellande 1807 und 1808.“

Nun noch ein unvergesslich Wort für die Nachwelt von den Sommer- und Winterquartieren, die nach dem Frieden zu Tilsit die Herren Franzosen in der Mark und sonderlich im Havellande gehalten haben.

Ja, das war denn ein Friede, trauriger als der Krieg, nicht besser als eine fortgesetzte Feindseligkeit! Gerade das Korps des Prinzen von Ponte Corvo, welches bei der Invasion am 26. und 27. Oktober 1806 Päwesin geplündert hatte, kehrte in die Mark zurück, um sich allda nach seinen in Polen erlittenen Verlusten, Strapazen und Hunger auf gut Französisch zu restaurieren, d. h. auf dem Fuss zu leben, wie der reiche Pariser bei seinen Restaurateuren, und zugleich den Krieg gegen den Adel, Bürger und Bauer fortzusetzen. Also für die Generäle, Obersten, Stadtkommandanten, Intendanten, Regisseurs und Kommissseurs de la guerre eine offene fürstliche Tafel von 6—7 Schüsseln, feine Weine,

Konditoreien, und was nur die delikate Fresssucht und der Luxus dieser gefühllosen Bäuche verlangte und erpresste. Für die Kapitäne, Offiziere, Ärzte u. s. w. die bestimmte Quartierordnung, wenigstens drei Schüsseln mittags und abends, Wein und Rum, soviel als ihnen zu saufen beliebte, des Tages wenigstens zweimal den „verfluchten Rumkaffee mit einer unerschwinglichen Zuckerverschwendung.“

Die Gemeinen hatten zu beanspruchen zum Frühstück Kaffee, Branntwein, Butter und Brot, zu Mittag Bouillon, Vorkost, Braten, Weissbrot, nachmittags Kaffee, abends Suppe und roti. Sie tranken den ganzen Tag Branntwein ohnemassen, folglich sah man grösstenteils Trunkene, die unvernünftige Händel suchten, alles zerschlugen und zerstörten. Den Wirten Schüsseln und Gläser an die Köpfe und das Essen vor die Füsse zu werfen, sie auf das äusserste zu malträtieren, war Tagesordnung, die Ehre und der Bauch ihr Gott, der Wein ein ihnen wie die Luft unentbehrliches Element, aller Rum, Kaffee und Zucker der Antillen ihre Requisition. Mit einem Worte es waren „wahre Vielfrasse, Schlemmer, garstige Wölfe.“ Auf dem platten Lande war es hierin noch weit schlimmer als in den Städten. Die Anordnung der Behörden zur Regulierung der Verpflegung wurde ebenso wenig befolgt als die Befehle des Kaisers von China.

Ihre Quartiere nahmen die Franzosen auf dem Lande nach Belieben. Die Schlösser der Barone, die Häuser der Amtleute, der Prediger und Freischulzen waren die anziehenden Pole der Offiziere; die Bauern wurden willkürlich belegt und mit den Quartieren ein förmlicher Handel getrieben. Dörfer und einzelne Wirte, die den Offizieren Geld gaben, wurden mit keiner oder weniger, die es nicht thaten, mit desto schwererer Einquartierung belegt, ein Schicksal, welches sonderlich unser armes Dorf Päwesin betroffen hat. Dieser Handel war der Franzosen Pouce und nicht minder die Fourage. Denn wie Hafer, Heu und Stroh in Geld verwandelt werden kann, und wie dabei der Landmann gedrückt und ausgemergelt wird, und überall zu den Fouragelieferungen und einzelnen Rationen in Mass und Gewicht Zuschuss gegeben werden muss, das verstehen die Franzosen ebensogut und wohl noch besser, als die *ci-devant messieurs les Prussiens*.

Zu der Verpflegung und den Geldquellen, die aus dem Abkauf der Quartiere und Verkauf der Rationen in die Börsen der Franzosen flossen, kamen noch unsägliche Erpressungen hinzu an Leinwand, Hemden, Hosen, Mützen, Stiefeln und Tuch von den Wirten für einzelne Kerle, und für die ganze Dorfseinquartierung oder Kompagnie an Eisen, Leder, Hosenleder und Riemzeug, Sätteln, Reparatur der Waffen und alle Montur-requisiten, und beim Abzuge hin und wieder ein *Douceur* an baarem Gelde für bewiesene Artigkeit und gehaltene gute Ordnung. Wollten sich einzelne Wirte oder ganze Gemeinden hierzu nicht verstehen, so

legte man ihnen nach Belieben noch mehrere Mannschaften als eine Art der Exekution ein. Solche Exekutionen waren häufig. Tabak, Pfeifen, Karten, Papier, Messer und Gabeln, freie Wäsche, Bezahlen der Schmiede, Schneider, Schuster, Arbeit in der Nähterei, köstliche Verpflegung ihrer vielen fleischfressenden Hunde und ausgezeichnete Behandlung ihrer Maitressen und Weiber, das alles waren lauter Wespen- und Skorpionenstiche.

Die Nachwelt wird es sich nicht denken können, dass diese Nation, die auf ein feines Menschengefühl, Sittlichkeit und eine edle Gesinnungs- und Handlungsart die ersten Ansprüche macht, gleichwohl unter ihren hohen und niedrigen Offizieren zumteil Leute hat aufstellen können, die nach geschlossenem Frieden die Einwohner des Landes, deren Gäste, nicht Feinde, sie waren, mit einer so gänzlichen Verleugnung der Menschheit und zermalmenden Äusserung ihrer überall geltend gemachten Superiorität behandelten. Ihre Hof- und Siegesfeste feierten die sauberen Gäste in ihren Standquartieren mit grossen Banketten, feinen Weinen, Likören, Konditoreien und Bällen, wobei sie dann noch trunken Gläser und Geschirre zu zertrümmern pflegten. Die Dorfgemeinden aber und die Barons — diesen Titel gaben sie den Adligen zur Schadloshaltung — mussten den unsinnigen Aufwand ihrer lukullischen Feste oft mit 2 bis 400 Thalern bezahlen.

Das ist denn doch wohl, es sei mir erlaubt, nach Art der Franzosen ein Neologon zu machen, ein wahrer Kannibalismus, ein Wort, das die Sache in ihrem ganzen und wahren Umfange panoramisch schildert. Und was wird die Nachwelt dazu sagen? Dass Leute, die in Polen unter freiem Himmel im Schnee sich betten mussten und sich um eine zum höchsten Glück in der Erde gefundene Ertöffel wie heiss-hungrige Wölfe beneideten und schlugen, dass, sage ich, diese Leute in unserer holzarmen Gegend Badestuben machten, die Fenster aufsperrten, die Atmosphäre erhitzten, in Unterkleidern herumspazierten und chansonierten, ein jeder in eigenem Bette schliefen und wie im Schlaraffenlande schmauseten.

Nicht weniger trug zum Ruin des Landes bei die Stellung von Wagen, Pferden und Boten, um die Herren zu ihren Lustpartieen nach Städten und Dörfern zu fahren, Wein, Rum, Wildpret und Konditorsachen und öfters wahre Bagatellen zu holen, wenn es sich auch nur um Schnupftabak, ein Spiel Karten oder ein paar Bogen Papier handelte, oder wenn es galt, ihre Dienstordres und Liebesbriefe und Weiber im Lande herumzuschicken und einen jeden einzelnen Mann zu fahren. Die Landstrassen wimmelten bei Tage und Nacht von Wagen und Boten zu Ross und zu Fuss, und zuletzt war auf dem platten Lande keine gangbare Kutsche, Chaise oder Kalesche mehr zu finden.

Die hohe und niedere Jagd, vom höchsten bis zum niedrigsten Soldaten exerziert, diente ihnen statt der Motion des Billards. Das Wild aller Art und Namens wurde bis auf die Raben und Elstern ausgerottet. Was übrig blieb, war dem gleich, was in der Arche Noäh vormals gerettet wurde.

Waren sie denn alle so, wie sie hier geschildert worden? Mit nichten! Es gab unter ihnen vielfältig Leute hohen und niedern Standes von mitleidigen, menschlichen und edlen Gesinnungen, die unsere traurige Lage fühlten und linderten; Empfindungen, die, weil sie sich bei einem Feinde äusserten, desto schätzbare sind. Ich für meine Person muss das Zeugnis ablegen, dass sie mich vom Generalfeldmarschall bis zum Tambour und Schmiedeknecht herab mit Liebe und Freundschaft, zumteil auch mit kindlichem Respekt wie Söhne einen Vater behandelt haben, wozu denn freilich wohl mein Alter und Stand, als auch die Kenntniss ihrer Sprache und mein zuvorkommendes, zuversichtliches Betragen vornehmlich mitgewirkt haben mögen!

Durch diese zeitgenössischen Nachrichten wird ein anschauliches Bild von der traurigen Zeit der tiefsten Erniedrigung unseres Vaterlandes geboten, von der Zeit, wo der französische Eroberer sein eisernes Scepter über Preussen hielt, das er in Stücke zerschlagen und um die Hälfte verkleinert hatte, der Zeit, wo die königliche Familie lange ihre eigene Hauptstadt meiden musste, und wo der unvergesslichen Königin Luise über den unermesslichen Jammer ihres Volkes das Herz brach. Aber wir dürfen uns doch zum Troste gestehen, dass das Unglück den preussischen Staat allsobald zur Selbstprüfung und Selbsterkenntnis führte, dass die zu Tage getretenen Schäden durch die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung in Verbindung mit der neuen Heeresorganisation durch Scharnhorst abgestellt und der Staat aus seinem Innern heraus neu gestaltet und gekräftigt wurde, dass die Zeit bald folgte, wo der Dichter rief:

Frisch auf mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,  
 Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!  
 Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;  
 Die Saat ist reif: ihr Schnitter, zaudert nicht!